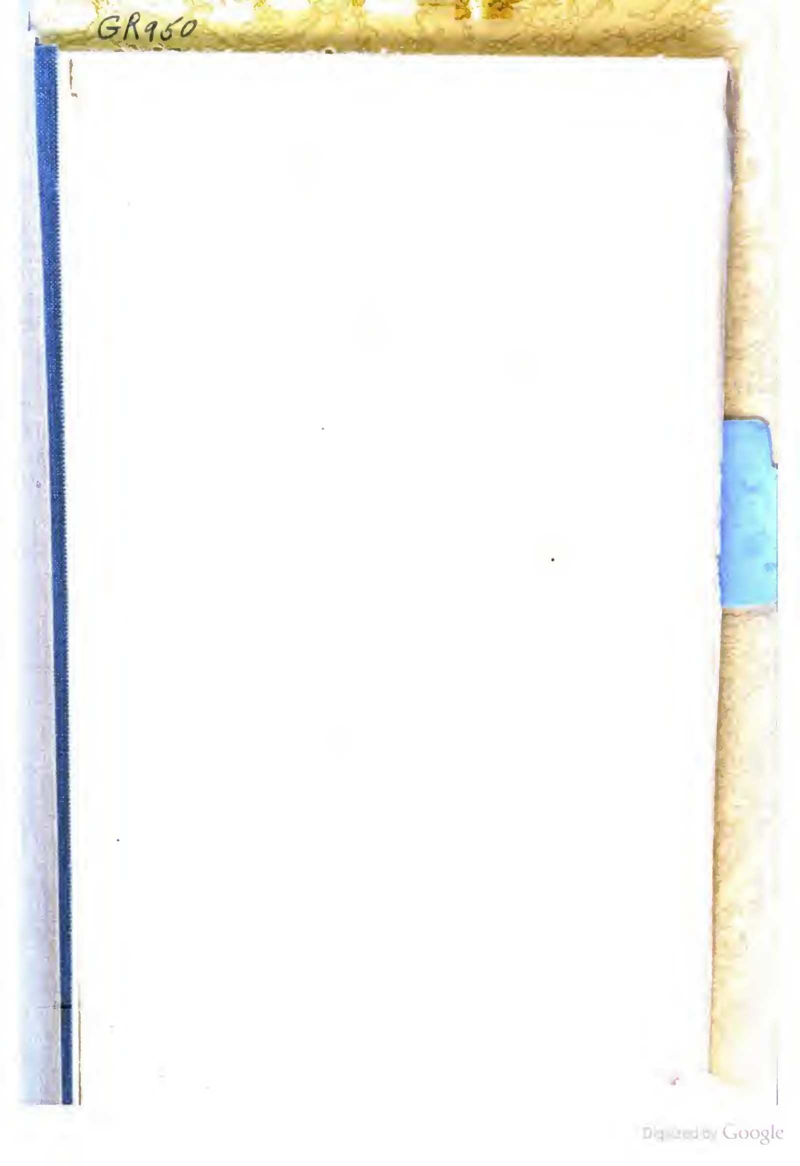
# Die Speiserverbote

Heinrich Schurtz







# Die Speiseverbote.

## Ein Problem der Völkerkunde.

Von

Dr. H. Schurtz,
Privatdocenten an der Universität Leipzig.



Hamburg.
Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter),
Königliche Hofbuchdruckerei.
1893.

Druck der Verlagsanstalt und Druckerei Actien-Gesellschaft
(vormals J. F. Richter) in Hamburg. Königliche Hofbuchdruckerei.

Es fehlt in der deutschen ethnologischen Litteratur nicht an zusammenfassenden Arbeiten über die Speiseverbote, die bei den verschiedensten Völkern der Erde im Gebrauch sind. Wir verdanken Richard Andree eine Abhandlung, die eine große Menge einzelner Beispiele zusammenstellt,[1] und nicht weniger reich an dergleichen ist eine umfangreiche Studie Karl Haberlands über Gebräuche und Aberglauben beim Essen.[2] Wenn hier abermals der Versuch unternommen wird, diese Gruppe eigenthümlicher Sitten zu behandeln, so ist doch keineswegs beabsichtigt, die eben genannten Anhäufungen schätzbaren Materials noch um einige Dutzende oder Hunderte von Beispielen zu vermehren; es wird im Gegentheil möglich sein, öfter auf diese Vorarbeiten zu verweisen und die Fülle der Einzelheiten, die den klaren Umblick so häufig stört, dadurch einzuschränken. Dagegen soll versucht werden, die mannigfaltigen Speiseverbote unter einen bestimmten Gesichtspunkt zu bringen; es soll der Entwickelungsgang einer Gruppe von Gebräuchen dargelegt und damit angedeutet werden, auf welchem Wege es der Völkerkunde gelingen kann, Ordnung und Licht in das bunte Durcheinander menschlicher Sitten und Anschauungen zu bringen. Auch die Völkerkunde hat ja ihre Gesetze, wenn sie auch schwerer zu finden sind und häufigeren Ausnahmen unterliegen, als die Gesetze anderer

Wissenschaften. Es ist unerläßlich, über diese grundsätzlichen Fragen einige Worte vorauszuschicken.

Die Völkerkunde besitzt eine Grundlage, die außerordentlich fest und sicher zu sein scheint: Es sind die greifbaren, dauerhaften Besitzthümer des Menschen, die Gegenstände der Natur, die er durch seine Arbeit umgestaltet und seinen Zwecken dienstbar gemacht hat, — Waffen also und Geräthe, Kleider und Schmuck, Hütten und Boote, Kunstwerke und Instrumente aller Art. Diese Dinge lassen sich sammeln, ordnen, bestimmen; eine ganze Gruppe kleiner, in ihrer Art exakter Hülfswissenschaften entwickelt sich damit und gestattet Vielen die Mitarbeit an der ethnologischen Forschung, die nicht die Zeit und das Bedürfniß haben, das Ganze der Völkerkunde in sich aufzunehmen. Auf ein weit bedenklicheres Gebiet scheinen wir uns hinauszuwagen, wenn wir nun auch den geistigen Aeußerungen der Menschheit nähertreten und den ursprünglichen Gedanken nachgehen, die den Sitten und Bräuchen der Völker zu Grunde liegen. Und doch ist der Unterschied nicht groß. An jenen Geräthen und Waffen interessirte uns doch auch nicht in erster Linie das Stoffliche, das uns höchstens über die Herkunft der Gegenstände unterrichtet, sondern die Gedankenentwickelung, die in ihnen zum plastischen Ausdruck kommt. Freilich ist das, was uns so unmittelbar vor Augen steht, zuverlässiger als ein Bericht, der uns zunächst doch nur sagt, wie sich eine Sitte im Kopfe eines bestimmten Beobachters malt; aber dafür können wir auf diesem Wege, wenn es das Glück will, tiefer in das Wesen eines Volksthums eindringen, als auf irgend einem anderen.

Es liegt nahe und ist für den Anfang durchaus berechtigt, die einzelnen Angaben der völkerkundlichen Forschung zunächst zu ordnen, wie man die Gegenstände eines Museums ordnet, das Verwandte zusammenzustellen und mit objektivem Blick die Ergebnisse zu überschauen. Das ist die Methode, die Adolf

Bastian in seinen überaus zahlreichen Werken begründet und durchgeführt hat und die ihn veranlaßte, seine Lehre vom „Völkergedanken" aufzustellen. In der That entrollt sich, wenn wir diesem Führer folgen, ein großartiges Bild: Die Menschheit erscheint nicht mehr als ein bunter Haufe feindlich getrennter Völker, sondern als ein gewaltiger Organismus, in dessen Adern allenthalben das gleiche Blut dahinströmt, dessen Entwickelung verborgenen, aber unerschütterlichen Gesetzen folgt.

Viel weiter aber können wir auf diesem Wege nicht kommen, wir können nicht einmal prüfen, ob dieses Bild in allen seinen Zügen richtig ist. Unzählige Male sehen wir geistige Errungenschaften wandern, sehen sie von einem Volke aus auf zahlreiche Nachbarvölker übergehen und auf allen Straßen des Weltverkehrs sich vorwärtsbewegen. Da regt sich denn die Frage, ob viele dieser Völkergedanken nicht einfach entlehnt sind und ob sie, indem sie damit an der einen Seite an Wichtigkeit verlieren, nicht wenigstens dazu dienen können, alte Völkerbeziehungen nachzuweisen, deren Spuren sonst völlig erloschen sind? Darauf hat die bis aufs Aeußerste getriebene Induktion Bastians keine Antwort. So irrthümlich es auch ist, das ganze Wesen der Völkerkunde auf das bloße Aufsuchen dieser Völkerbeziehungen zu beschränken und sie damit zu einer Hülfswissenschaft herabzudrücken, so unerläßlich ist es doch, diese Seite der Forschung beständig im Auge zu behalten. Aber auch dort, wo der eigentliche Kern der Ethnologie liegt, fördert uns die Lehre vom Völkergedanken nicht mehr. Die Völkerkunde kann sich nicht mit dem Bewußtsein begnügen, daß etwas vorhanden ist, — sie muß fragen, wie es entstanden ist und warum es sich in bestimmter Richtung entwickelt hat. Hier liegt die Grenze, über die die Ethnologie hinüber muß, wenn sie aus einer deskriptiven Wissenschaft zu einer echten Geisteswissenschaft sich fortbilden will. So kann es denn, um auf unser Thema vorläufig wieder hin-

zuweisen, nicht ausreichen, die einzelnen Speiseverbote aufzuzählen und in Gruppen zu ordnen, — ebensowenig können wir, gestützt auf die bequeme Entlehnungstheorie, alle tiefere Forschung als überflüssig kühl von uns abweisen: die Frage nach der Ursache der Speiseverbote muß beantwortet werden, sofern von einer gründlichen Behandlung des Problems überhaupt die Rede sein soll. Aber auch hier müssen wir, da jede Voreiligkeit verhängnißvoll sein würde, zunächst einen vorsichtigen Blick um uns werfen.

Auf die Frage nach der Ursache ethnologischer Thatsachen scheint es meist ungemein leicht, eine befriedigende Antwort zu finden: die Völker selbst geben uns Auskunft über den Ursprung ihrer Sitten. Diese Angaben sind häufig derart, daß sie nicht unmittelbar zum Widerspruch reizen; aber selbst der Gläubigste muß mißtrauisch werden, wenn er vernimmt, daß die Schildkröten aus dem Kopfe einer Göttin entstanden sind und daher von den Tonganern nicht gegessen werden, oder daß die Katzen auf Nias von einer Frau abstammen, die Mäuse verzehrte, weshalb Frauen das Fleisch dieses Thieres nicht genießen dürfen.[3] Solche Erfahrungen ermuthigen uns nicht, dem Zeugniß des Volkes blindlings zu vertrauen, obwohl es ebenso falsch wäre, es nunmehr grundsätzlich zu verwerfen. Auch ohnedies würde aber die bunte Masse der Volksangaben Bedenken erregen; wenn eine Sitte, wie die der Speiseverbote, allenthalben auf der Erde sich einstellt, dann muß eine gemeinsame Ursache zu Grunde liegen. Von einer Uebertragung der Speiseverbote aus einem Mittelpunkte von Volk zu Volk kann nur in wenigen Fällen die Rede sein, denn die Verschiedenheit der einzelnen Erscheinungen ist dafür wieder weitaus zu groß.

Und doch könnte man am Dasein eines gemeinsamen Beweggrundes völlig verzweifeln, wenn man die Entstehung einer bestimmten Sitte bei den Völkern der Erde zu verfolgen sucht.

Eine ganze Reihe von Ursachen scheint sich da zu ergeben, die in ihrer Art alle berechtigt sind, alle wirklich den Bestand der Sitte ermöglichen helfen. Nur durch Willkürlichkeiten und gewaltsame Eingriffe scheint es möglich zu sein, Ordnung in diesen Wirrwarr zu bringen, — aber die Thatsachen zu Gunsten einer Theorie zustutzen, heißt nicht die Wissenschaft fördern. Doch der Weg ist nur scheinbar versperrt. Daß wir diese mannigfaltigen Beweggründe als wirksam anerkennen und dabei doch den Glauben an eine erste Grundursache bewahren dürfen, das verdanken wir der Erkenntniß eines ethnologischen Gesetzes, das wir als das „Gesetz vom Wechsel der Beweggründe" oder mit dem Manne, der es zum ersten Male klarer erkannt und ausgesprochen hat, mit Wilhelm Wundt, als „Gesetz der Transformation der Sitte" bezeichnen können.[4] Wundt hat das Thema vom Standpunkte des Philosophen behandelt, der nicht in allen Punkten dem des Ethnologen entspricht; die folgende Darlegung des Gesetzes deckt sich denn auch nur zum Theil mit den Ansichten Wundts.

Eine Sitte bleibt, diesem Gesetze gemäß, oft in ihrer Form unverändert bestehen, aber der Zweck, dem sie dient, ändert sich vollständig. Diese Erscheinung ist so fremdartig, daß man zunächst an ihrer Wahrheit zweifeln möchte. Das Gegentheil, das ebenfalls häufig vorkommt — Aenderung der Mittel zur Erreichung eines bleibenden Zweckes —, ist viel verständlicher; wenn z. B. die Absicht, den Feind aus der Ferne zu verwunden, sich dauernd erhält, aber nach und nach auf verschiedene Weise befriedigt wird, wenn Bogen und Pfeil, Wurfkeule, Bumerang, Schleuderstein oder das kleinkalibrige Gewehr diesem Zwecke dienen müssen, dann ist der Vorgang durchaus klar, und es ist anzunehmen, daß auch Sitten und Bräuche sich in ähnlicher Weise umbilden werden, wie hier die Waffe. Glücklicherweise fehlt es auch für das Gegentheil, für

die Umwandlung der Beweggründe an überzeugenden Beispielen nicht. Eine Waffe kann sich nicht nur fortentwickeln, indem sie verbessert und für ihren Zweck geeigneter gemacht wird, — sie kann auch in ein anderes Geräth übergehen, das ganz anderen Absichten dient als die Waffe, aus dem es entstanden ist. So wird das Wurfmesser zum Beil, der Bogen zum Musikinstrument, die Keule zum Scepter; andererseits kann aus dem Ruder eine Kriegskeule, aus dem Boote das Dach eines Hauses werden, wie in Polynesien. Wie diese einfachen Geräthe ändern auch die Bräuche der Völker ihren Zweck, ohne ihre Form aufzugeben. Wundt führt als Beispiel die Leichenschmäuse an, und ich möchte dieselbe Sitte kurz besprechen, nicht weil es an Stoff fehlt, sondern weil die Ansichten Wundts über die Art der Umwandlung schwerlich ganz das Richtige treffen.[5]

Die Gewohnheit, die noch in manchem ländlichen Bezirke Deutschlands herrscht, am Begräbnißtage ein feierliches Mahl im Hause des Verstorbenen abzuhalten, führt uns in ihren Anfängen weit zurück. Das Verhältniß des Menschen zum Verstorbenen war früher und ist bei vielen Naturvölkern noch heute wenig erfreulich; die Furcht, daß der Todte als bösartiges Gespenst wiederkehren und die Erben seines Gutes beunruhigen könnte, beherrscht alle Vorstellungen und führt zu einer ganzen Gruppe von Sitten, die darauf hinauslaufen, dem Verstorbenen das Wiederkommen zu verleiden. Man schafft die Leiche durch ein Loch in der Mauer hinaus, das man sogleich wieder verschließt, man lärmt oder schießt hinter ihr her, räuchert mit übelriechenden Stoffen, verläßt oder verbrennt wohl gar die Hütte, die dem Todten gehörte. Auf der anderen Seite sucht man ihm das Grab behaglich zu machen, giebt ihm Waffen und Geräthe, selbst Thiere und Sklaven mit und bringt, was für unseren Fall am wichtigsten ist, Speisen und Getränke zum Grabe. So ist Gespensterfurcht die erste Ursache der Sitte, die

Todten mit Nahrung zu versehen, und auch in den späteren Umwandlungen wirkt sie unter der Oberfläche noch immer nach. Diese Wandlungen stellen sich bald ein. Wie der Sinn der Menschen und ihr Verhältniß zu einander allmählich einen milderen und edleren Charakter annimmt, so schwindet auch die Scheu vor dem Todten und seinem Haß. Die Liebe, die wir ihm während des Lebens entgegengebracht haben und die er erwidert hat, wirkt auch dem Verstorbenen gegenüber fort, und unmerklich wandelt sich der unfreundliche Sinn des Todtenopfers in den Ausdruck liebevoller Fürsorge. Die Gewohnheit, dem Todten Speisen an das Grab zu bringen, ändert sich nicht, aber der Zweck der Sitte ist völlig mit einem anderen vertauscht worden, der nun den Brauch seinerseits aufrechthält und neu befestigt: der Todte wird von seinen Nachkommen gepflegt, wie er selbst bei seinen Lebzeiten sie genährt und unterstützt hat. Indes ist die Umbildung damit nicht beendet; eine neue Ansicht, die die meisten Opferbräuche beeinflußt hat, beginnt auch die Todtenopfer in ihren Kreis zu ziehen. Man bemerkte, daß der Todte die Speisen nicht berührte, daß sie nutzlos zu Grunde gingen, und schloß daraus, daß der Geist des Verstorbenen wohl nur den geistigen Theil der Speisen genieße. Dann aber schien es den Leidtragenden erlaubt, das Körperliche selbst zu verzehren und gemeinsam mit dem Todten eine Art Erinnerungsmahl zu feiern. So entstanden aus den Todtenopfern Schmausereien auf dem Grabe, wie wir sie selbst in Rußland und in anderen Theilen Europas noch vereinzelt antreffen. Damit aber lag die Gefahr nahe, daß die Sitte unverständlich wurde, bis man dann den Schmaus in die Wohnung des Verstorbenen verlegte und endlich dahin kam, Essen und Trinken als den einzigen, letzten Zweck der Feier zu betrachten.

Das Beispiel zeigt uns, wie eine Ursache, die ich als die primäre bezeichnen möchte, überall der Sitte ursprünglich zu

Grunde liegt; primär darf sie nicht nur deshalb heißen, weil sie zeitlich immer die erste ist und bei kulturarmen Völkern immer von neuem das Entstehen der Todtenopfer veranlassen kann, sondern auch deshalb, weil ihre Wirkung selbst unter dem Wechsel der Motive nicht ganz erlischt. Wir sehen die Sitte nicht nur auf den verschiedensten Stufen der Entwickelung bei den einzelnen Völkern angelangt, auch innerhalb eines Volkes ist die Umwandlung der Beweggründe nicht gleichmäßig durchgeführt, und wo das neue Motiv vorübergehend seine Wirkung zu verlieren droht, tritt das alte gern einmal ergänzend ein. Der auf niedriger Stufe der Moral Zurückgebliebene unterliegt naturgemäß diesem Einflusse am ersten; wenn ihn die liebevolle Gesinnung nicht zur Erfüllung seiner Pflicht gegen die Todten bewegt, dann ist er der Furcht vor den Verstorbenen um so zugänglicher. So ist auch bei ganzen Volksgenossenschaften eine Rückbildung der Sitte, ein Zurückgreifen auf die erste Ursache nicht unmöglich.

Diesen primären Beweggründen menschlicher Sitten können wir alle übrigen nach und nach sich entwickelnden als sekundäre gegenüberstellen. Die sekundären Ursachen sind es denn auch, die allen Ueberblick auf diesem Gebiete erschweren, die den Forscher wieder und immer wieder auf falsche Fährte locken. Man muß die Verwirrung kennen, die aus diesem Grunde z. B. in der vergleichenden Mythologie herrscht, um das Gesetz vom Wechsel der Motive in seiner ganzen Wichtigkeit für die Wissenschaft der Ethnologie zu verstehen. Allerdings sind nicht alle sekundären Ursachen im stande, uns irre zu führen; neben wirklich bedeutungsvollen und wirksamen finden sich Verlegenheitsgründe, die eigentlich nur eine unverständlich gewordene Sitte dem Neugierigen gegenüber erklären sollen, ohne daß sie an sich Kraft genug hätten, diese Sitte aufrecht zu halten. Wenn man in Aegypten den Thierkultus, dessen man sich zu

schämen begann, schließlich symbolisch deutete,[6] so haben wir hier einen dieser hohlen, sekundären Gründe, der schwerlich von tieferem Einflusse auf die Gläubigen war. Um so seltsamer ist es, daß diese Sitte sich erhielt, ja daß anderswo Bräuche zu beobachten sind, die Niemand mehr versteht, die überhaupt nicht mehr begründet werden und doch nicht aussterben, — und dies führt uns zu einer dritten, zur letzten Gruppe von Motiven.

Bei der Untersuchung der primären und sekundären Gründe gewinnt man oft den Eindruck, daß diese Gründe vielleicht nie ganz lebendig, nie dem Volke wirklich gegenwärtig gewesen sind. Das könnte zu einem voreiligen Vergleich mit der Thierwelt verleiten, unter der sich ja auch Gebräuche finden, die unmöglich das Ergebniß wirklichen Nachdenkens sind. Das Wort Instinkt scheint sich hier wieder einmal zur rechten Zeit einzustellen. Daß undeutliche Gefühle gerade unter den primären Ursachen nicht selten vorkommen, werden wir allerdings bald sehen; aber die Erscheinung erklärt sich auf andere Weise meist besser und einfacher: Es ist gar nicht nöthig, daß die ganze Masse eines Volkes dauernd oder auch nur vorübergehend den eigentlichen Zweck einer Sitte begreift, wenn nur Einzelne, vor deren Einsicht und Einfluß man sich beugt, mit ihrem Beispiele und ihrer Autorität vorangehen. Ist aber ein Brauch einmal eingeführt, dann verschwindet leicht die Frage nach der Ursache, — er ist ein Theil des Volkslebens geworden, und der Zwang der Gesellschaft hält ihn aufrecht. Aus dieser Quelle fließt auch der Gehorsam, den die Mode in ihrem ewigen Wechsel findet; ihre wirklichen Ursachen sind oft kindisch und sonderbar, aber sie können es sein, da man sie gar nicht wissen mag. So bilden der Einfluß einzelner hervorragender Menschen, die Nachahmungssucht und der Zwang, den der Stamm oder die Gesellschaft mit ihren Ueberlieferungen ausübt, eine Gruppe von Beweggründen, die als t e r t i ä r e den anderen gegenüber stehen.

Selbst die Kulturvölker sind reich an Bräuchen, die nur noch durch diese tertiären Gründe gehalten werden. Unter den Millionen, die täglich den Hut zum Gruße lüften, denkt dabei schwerlich ein Einziger an die erste Ursache der Sitte;[7] die Gewohnheit, einem Niesenden einen Glückwunsch zuzurufen,[8] beginnt erst jetzt an ihrer Unverständlichkeit allmählich zu Grunde zu gehen, u. s. w.

Die tertiären Motive sind übrigens von den anderen nicht so grundverschieden, wie man denken sollte, ja wir finden in ihnen vielleicht den Schlüssel zum Verständniß der ganzen sonderbaren Erscheinung, die uns als Wechsel der Beweggründe entgegentritt. Das Hängen am Althergebrachten ist gerade unter primitiven Völkern außerordentlich groß, jede Aenderung, jeder Fortschritt kann von den geistigen Führern und Reformatoren nur mühsam, unter beständigen Kämpfen und Reibungen durchgesetzt werden. Die plötzliche überraschende Einführung einer neuen Sitte oder Anschauung würde auf allgemeinen Widerstand stoßen, und so liegt es nahe, gerade die Aeußerlichkeiten, die am meisten in die Augen fallen, ruhig bestehen zu lassen, aber sie anderen, neuen Zwecken dienstbar zu machen. Das Volk läßt sich, um einen Vergleich zu brauchen, den neuen König gefallen, wenn er nur den Schmuck und den Mantel seines Vorgängers trägt. Diese Erscheinung tritt auch in Kunst und Dichtung, am auffallendsten aber in den Sagen und Märchen hervor; namentlich die letzteren müssen sich den vorhandenen Mustern anpassen, wenn sie unter der Kinderwelt, die in so vielen Stücken die Zustände eines Naturvolkes wiederholt, populär werden sollen.

Selbst außerhalb des engeren Gebietes der Völkerkunde begegnet uns ein ähnlicher Vorgang im Bedeutungswandel der Wörter. Jede Sprache besitzt eine Anzahl von Wörtern, die im Laufe der Zeit ihre Form wenig oder gar nicht, wohl

aber ihren Sinn geändert haben, so im Deutschen „schlecht", „vielleicht", denen das noch mitten in der Umdeutung stehende „jedenfalls" anzufügen ist. Ebenso behilft man sich neuen Erfindungen und Entdeckungen gegenüber weit lieber mit der Anpassung alter Worte an einen neuen Sinn, als daß man sich der Mühe unterzöge, neue Wörter zu bilden und im Volke einzuführen.[9]

Sind uns diese Gesetze einmal geläufig, dann werden wir auch versuchen können, an einer so wunderlich gemischten Gruppe von Gebräuchen, wie es die Speiseverbote sind, die Wirksamkeit dieser Gesetze nachzuweisen und damit zum vollen Verständniß des Gegenstandes zu gelangen. Es gilt, die primäre Ursache aufzusuchen, — und hier müssen wir wieder an einem Wegweiser vorübergehen, der uns den Urgrund der Erscheinung zu zeigen verspricht, in Wahrheit aber den Arm nach einer ganz falschen Richtung ausstreckt; hier wie bei so vielen anderen Sitten soll in der Religion die letzte Wurzel der Entwickelung zu suchen sein. Das ist ein Irrthum, dem leider selbst Wundt unterlegen ist.

Es ist freilich überaus bequem, alles Mögliche auf die Religion zurückzuführen und nun zu glauben, daß hier die Grenze der Forschung erreicht und alle weitere Untersuchung überflüssig ist. Man bedenkt gar nicht, was für ein gemischtes, unorganisches Gebilde die „Religion" eines Naturvolkes ist, wie die Grenze zwischen Volkssitte und religiösem Gebrauche völlig verschwimmt! Daß Handlungen, die dem Gemeinwohl schaden, mit der Zeit auch als Sünde gegen die Götter aufgefaßt werden, geschieht bei weitem öfter als das Gegentheil, ja alles Ungewohnte erscheint zuletzt auch religiös bedenklich. Hat man doch im wasserarmen Hochasien, dem klassischen Lande der Unreinlichkeit, sogar religiöse Bedenken gegen das Waschen! Hunderte anderer Beispiele ließen sich anführen. So kann es nicht scharf

genug betont werden, daß die Forschung niemals ohne weiteres vor sogenannten religiösen Ursachen Halt machen darf. Gerade unter den primären Beweggründen sind die religiösen selten, um so häufiger finden sie sich unter den sekundären und vor allem den tertiären. Eine Sünde gegen die Gesellschaft ist zugleich ein Vergehen gegen den Gott, der diese Gesellschaft beschützt. Und selbst wenn eine primäre Ursache auf dem im engeren Sinne religiösen Gebiete liegt, ist noch eine genauere Untersuchung und Begrenzung dieser Beweggründe unumgänglich. Bei den Speiseverboten werden wir die Religion in zweiter Linie sehr wirksam finden, aber auf die Grundursache führt sie uns nicht.

Um den primären Grund für die meisten — allerdings nicht für alle — Speiseverbote aufzufinden, sind wir genöthigt, die Unmenge dieser Bräuche vergleichend zu überschauen und nach bestimmten Gesichtspunkten zu ordnen. Da erkennen wir bald, daß manche Speisen dauernd, manche nur vorübergehend verboten sind, aber wir sehen auch ein, daß nur die erste dieser beiden Gruppen von tieferem Interesse für uns ist. Bei einer Speise, die grundsätzlich untersagt ist, muß die Ursache in der Speise selbst liegen; bei einer anderen, die nur zu Zeiten oder unter bestimmten Umständen verschmäht wird, braucht dies nicht nothwendig der Fall zu sein, und das eigentliche Fasten endlich, das jede Speise vermeiden läßt, hängt, wie sich zeigen wird, nur locker mit der Gruppe der eigentlichen Speiseverbote zusammen.

Fassen wir aber die dauernden Verbote ins Auge, dann tritt uns eine Erscheinung entgegen, die wir unmöglich als bloßen Zufall betrachten dürfen: unter den beiden großen Nahrungsquellen der Menschheit, dem Thier- und dem Pflanzenreiche, wird das erstere von einer unendlich viel größeren Zahl von Speiseverboten betroffen als das letztere. Das Verhältniß ist so ungleich, daß es schwer wird, eine nennenswerthe Menge

von eßbaren Pflanzen zu finden, die irgendwo auf der Erde dauernd dem Genusse entzogen sind, ohne daß der unmittelbare Anlaß des Verbotes sofort zu Tage träte. So werden von den Tungusen viele Arten genießbarer Beeren verschmäht aus dem einfachen Grunde, weil man sie für giftig hält und offenbar Niemand eine Probe anstellen mag.[10] Ueber Verbote, die mit dem Tabusystem zusammenhängen, wird weiter unten die Rede sein; sie entstammen einer besonderen Gedankenentwickelung. Am häufigsten wird noch die Bohne grundsätzlich verbannt, — aber diese Sitte dürfte den Fastengebräuchen anzureihen sein, die übrigens auch das Fleisch am ersten und am energischten untersagen. Auch daß die buddhistischen Priester die erregenden Zwiebelgewächse, Lauch, Knoblauch u. s. w. meiden, dürfte auf naheliegende Ursachen zurückgehen; alle diese Einzelheiten bestätigen eher die Regel, der sie zu widersprechen scheinen.

Eine Erscheinung, die überall auf der Erde in dieser Weise hervortritt, muß auf einer Eigenthümlichkeit des Menschen beruhen, die allenthalben wirksam und lebendig ist, die ebenso bei den Kulturvölkern zu finden sein muß, wie bei dem zurückgebliebensten Völkchen Afrikas oder Australiens. Die Selbstbeobachtung, eines der bedeutungsvollsten Hülfsmittel der vergleichenden Völkerkunde, im Verein mit der Beobachtung der uns umgebenden uns verwandten und daher leicht verständlichen Menschen muß uns auf den rechten Weg bringen.

Da ergiebt sich denn, daß Fleischspeisen immer und überall weit leichter Empfindungen des Ekels hervorrufen, als irgendwelche Bestandtheile der Pflanzenkost. Selbstverständlich kann auch eine pflanzliche Speise, z. B. eine Frucht, widerliche Empfindungen erwecken, wenn sie beschmutzt, verfault oder mit einem unangenehmen Geruche behaftet ist, — aber hier liegt das Ekelhafte entweder nicht im Wesen der Frucht selbst oder wird durch die Vorstellung hervorgerufen, daß sie ungenießbar ist. Natürlich

werden wir uns auch hüten, sie zu essen, wenn wir sie für giftig halten, — aber daß wir uns von einer frischen, verlockend aussehenden Frucht mit wirklichen Gefühlen des Ekels abwenden, kommt nicht vor oder beruht auf ganz nebensächlichen Umständen.[11] Ganz anders mit dem Fleische! Die Erkenntniß, Pferdefleisch statt Rinderbraten gegessen zu haben, kann eine ganze Tischgesellschaft zu den Aeußerungen des heftigsten Ekels, ja zum Erbrechen bringen; dem Genuß von Hundefleisch auch nur zuzusehen, ist Vielen überaus peinlich. Ebenso heftig äußert sich die Abneigung gewissen niederen Thieren gegenüber, die nicht zur allgemeinen Volksnahrung zählen und zuerst oft mit Widerwillen und Mißtrauen genossen werden: Hummern, Krabben, Meerspinnen, Austern, Mießmuscheln, Froschschenkel u dgl. eröffnen diese Reihe; die Gemeinde der Schneckenesser ist nicht sehr groß, und an Maikäfer und Spinnen haben sich immer nur einzelne Verwegene herangewagt. Welchen Abscheu erweckt ferner eine harmlose Fliege in der Suppe oder im Biere, eine Schnecke im Salate, eine Raupe oder ein Regenwurm im Gemüse! Selbst wer sich ziemlich frei von all' diesen Abneigungen weiß, würde schwerlich an einem Kannibalenschmause theilnehmen wollen, — und doch ist das Menschenfleisch, wie man wohl glauben muß, wohlschmeckend und keineswegs ungesund.

Man würde sehr irren, wenn man diesen Abscheu vor gewissen — aber überall verschiedenen — Fleischspeisen auf die Europäer beschränkt glauben wollte; er tritt überall hervor, wo Speiseverbote irgendwelcher Art in Kraft sind. Alle ungewohnten Fleischspeisen erregen leicht Ekel. Am bezeichnendsten ist vielleicht eine Angabe Prschewalskys: Einer seiner mongolischen Diener erbrach sich vor Ekel, als er den Reisenden eine Ente verzehren sah, da die Wasservögel niemals von den Mongolen genossen werden; derselbe zartfühlende Mann verspeiste dagegen mit Behagen ungewaschene Hammeldärme.[12]

Dieser Ekel nun vor allen Fleischspeisen, die man nicht auf der Tafel zu sehen gewohnt ist, oder die nicht wenigstens von Thieren stammen, deren Verwandte man zu verzehren pflegt, ist die primäre Ursache der überwiegenden Mehrzahl der Speiseverbote. Wir können uns mit dieser Erkenntniß begnügen und auf ihr, als einer unerklärlichen, aber auch unbestreitbaren Thatsache einstweilen Fuß fassen. Aber es mag gestattet sein, der Erscheinung tiefer nachzugehen und wenigstens den Versuch zu machen, sie zu erklären. Mehr als Hypothesen sind auf diesem Gebiete vorläufig überhaupt nicht möglich, solange die Anfänge der Menschheitsgeschichte noch in so tiefem Dunkel verborgen liegen.

Ich glaube, daß die ganze Erscheinung nichts weiter ist als ein Vererbungsrest. Der Mensch ist seiner ganzen körperlichen Anlage nach kein Raubthier; ihm fehlen die natürlichen Waffen des räuberischen Karnivoren, und wenn auch sein Bau gewisse Uebergänge zum Fleischfresser zeigt, so lehrt doch ein Blick auf seine nächsten Verwandten, die anthropomorphen Affen, daß er wie diese ursprünglich zu den Frugivoren zählt.[13] Schon sehr früh allerdings muß er begonnen haben, sich daneben der Fleischkost zuzuwenden und dadurch die Grundlage seines Daseins außerordentlich zu verbreitern. Ein solcher Vorgang ist nichts unerhörtes; begünstigt wurde er dadurch, daß der Mensch nach und nach sich zu einem, wenn man so sagen darf, künstlichen Raubthier ausbildete, sich mit Waffen versah, die ihn auch stärkeren Thieren gefährlich machten, und durch das Feuer ein Mittel erlangte, das Fleisch genießbarer und verdaulicher zu machen. Unter den beiden Erfindungen ist die der Waffe für unsern Fall unbedingt wichtiger, da sie ohnehin der Entdeckung des Feuers wahrscheinlich vorangegangen ist.[14] Rohes Fleisch wird noch jetzt von gewissen Stämmen gewohnheitsmäßig verzehrt, so von den Eskimos, deren Name wörtlich „Roh-

fleischesser" bedeutet. Die bedeutende Entwickelung des Kauapparates, die wir infolgedessen bei den Eskimos nachweisen können, findet sich an gewissen prähistorischen Schädelresten wieder (besonders an den Kieferfragmenten von Lanaulette und der Schipkahöhle). Bei vielen Völkern weisen noch Spuren verschiedener Art auf ähnliche Sitten hin.[15] Wenn somit durch das Feuer die Gewohnheit des Fleischessens nicht erst ermöglicht, sondern nur erleichtert worden ist, so muß dafür zugestanden werden, daß die Aufschließung und Erweichung der Speisen, die durch das Kochen und Braten herbeigeführt wird, einer weiteren Umbildung des Kauapparates und damit des ganzen Schädels Einhalt gethan hat. Dies scheint eine der Ursachen zu sein, weshalb der Uebergang zum eigentlichen Raubthier in seinen Anfängen stecken bleiben mußte, weshalb sich also auch ein Rest frugivorischer Anschauung so lebendig erhalten konnte, daß er immer von neuem in den verschiedensten Speiseverboten zu Tage tritt. Historische Beweise für diese ganze Entwickelung finden sich — das muß zugestanden werden — so gut wie gar nicht, wenn wir nicht gerade den bekannten vegetarischen Pfahlbau von Lagozza heranziehen wollen, ebensowenig läßt sich beweisen, daß erst die Kälte und Pflanzenarmuth der Diluvialzeit den Menschen die Fleischnahrung aufgezwungen hätte. Die Anfänge der ganzen Erscheinung liegen in sehr weiter Ferne, vielleicht schon in der Tertiärzeit, da ein großer Theil der noch immer zweifelhaften Funde aus dieser entlegenen Periode aus Steinsplittern, den primitivsten Waffen, besteht. Selbst unter den Affen finden sich ja bereits Nesträuber, die an Eiern und Fleisch Geschmack gefunden haben.

Ist diese Erklärung richtig, dann erwachsen die Speiseverbote aus einer sehr tiefen und sehr wirksamen Grundlage, dann erklärt es sich auch ohne weiteres, warum bei aller Abweichung im einzelnen es doch immer wieder die große Gruppe

der Fleischspeisen ist, die von diesen Verboten betroffen wird. Die primäre Ursache ist somit keine klare Vorstellung, sondern ein dunkles Gefühl, das je nach dem Anstoße sich in der mannigfaltigsten Weise äußern und entwickeln kann, das aber auch noch wirkt, wenn es längst von sekundären Beweggründen ersetzt und beseitigt scheint.

Und hier stehen wir nicht vor einer Ausnahme, sondern vor einem Falle, der uns noch öfter entgegentritt. Eine den Speiseverboten verwandte Sitte vieler Völker, die es als unanständig hinstellt, einem Essenden zuzusehen, ist von Karl von den Steinen sehr gut mit der Gewohnheit der Thiere verglichen worden, ihren Raub beiseite zu schleppen und entfernt von den anderen zu verzehren. Selbst im Kulturmenschen regt sich leicht noch ein unangenehmes Gefühl, wenn er beim Essen scharf beobachtet oder von anderen Personen eingeengt wird. Bei uns entwickelt sich keine besondere Sitte aus dieser Empfindung, weil ein Streit um die Nahrung schwerlich mehr vorkommen wird. Bei Naturvölkern aber kann sich recht wohl das Verbot des Zusehens herausbilden und endlich selbst ein Gefühl der Beschämung eintreten, wenn dieses Verbot verletzt wird. Auch eine Gruppe geschlechtlicher Schamgefühle mit ihren Folgeerscheinungen läßt sich hier anreihen, wenn auch nicht das Entstehen der Kleidung auf dergleichen zurückführt, wie Karl von den Steinen will.

Daß nun die primäre Ursache der Speiseverbote ohne weiteres dazu führen wird, aus der Liste der bereits als genießbar erprobten Nahrungsmittel einige zu streichen, ist nicht gut möglich. Wohl aber kann sie hindern, daß neu eingeführte Thiere überhaupt als Speise betrachtet werden; man kommt gar nicht auf den Gedanken, sie zu verzehren. Glücklicherweise stehen uns hier ein paar überzeugende Beispiele, die aus Brasilien berichtet werden, zu Gebote. In diesem Lande sind,

wie in ganz Amerika, die Hühner erst durch die Europäer eingeführt worden, von denen sie in gewohnter Weise ausgenutzt werden. Die Indianerstämme aber, zu denen das Haushuhn gelangt ist, füttern und schützen es zwar, verzehren aber weder die Eier noch das Thier selbst; wenigstens berichtet es Ehrenreich ausdrücklich von den Karaya in Goyaz[16] und Karl von den Steinen, der dasselbe von den Yuruna am oberen Schingu erzählt,[17] fügt hinzu: „Es ist gewiß ein zarter Zug in der Natur des Indianers, daß er sich nicht entschließen kann, Thiere, die er selbst mit Liebe aufgezogen hat, zu essen. Selbst daß wir Hühnereier aßen, war den Yuruna offenbar sehr unmoralisch vorgekommen."

Uebrigens sind die Hühner nicht die einzigen Thiere, die unbehelligt als Hausthiere im edleren Sinne im Indianerdorf bleiben und sogar durch Bemalung und Putz künstlich verschönert werden. Offenbar liegt hier schon ein Uebergang zu einer anderen Gruppe von Speiseverboten vor — solchen mit sekundären sittlichen Motiven —, auf die wir zurückzukommen haben. Was die Hühner insbesondere anbelangt, so finden wir sie auffallend oft in ähnlicher Lage wie in Brasilien, ohne daß wir die Entstehung des Gebrauches genauer verfolgen können. Auf Hainan z. B., wo man auch an die Einführung des Geflügels vom Festlande her denken darf, treibt das Volk Hühnerzucht, verzehrt aber äußerst selten ein Huhn oder ein Ei.[18] In einem anderen Inselgebiete, dem alten Britannien, war Hühnerfleisch untersagt;[19] ferner meiden es die Somali,[20] im alten Indien wurde es samt dem Schweinefleisch am ersten verboten[21] u. s. w. Auch die Taube hat oft ein ähnliches Schicksal.[22]

In den meisten Fällen wird irgend ein Anstoß nöthig sein, ein sekundärer Beweggrund, der dazu führt, daß unter den Thieren eine gewisse Auswahl getroffen wird. Dieser Anstoß kann zunächst sehr kleinlicher Natur sein, aber doch,

wenn nur die tertiären Beweggründe sich wirksam genug erweisen, dauernden Einfluß üben. So vermag die persönliche Abneigung eines einflußreichen Menschen, eines Häuptlings oder Priesters, gegen irgend eine Speise schließlich dem ganzen Volke bleibenden Widerwillen gegen dieses Nahrungsmittel einzuflößen. Was diesen Einzelnen zu seiner Abneigung veranlaßt hat, ist dabei ganz gleichgültig, obgleich die primäre Ursache auch in diesem Falle immer die Grundlage bilden wird. Es ist nicht ausgeschlossen, daß selbst die unberechenbaren Launen Geisteskranker einmal maßgebend werden, da ja diese Art von Leuten leicht in den Geruch der Heiligkeit kommt und sogar die priesterliche Würde erlangen kann.

Noch bedeutsamer tritt diese Launenhaftigkeit in den zahllosen Speiseverboten hervor, von denen sich Schwangere und Wöchnerinnen, ja selbst deren Gatten und Verwandte eingeengt sehen. Noch im Mittelalter wurde auch in Europa ein Werth auf die „Gelüste“ der Schwangeren gelegt, der uns das Entstehen derartiger Bräuche bei kulturarmen Völkern leicht verstehen läßt.

Hatte ein Weib einmal Widerwillen gegen irgend eine Speise gezeigt, dann versagte man sie wohl auch anderen, und diese Sitte gewann alsbald größere Kraft, wenn man versuchte, sie logisch zu begründen; gerade hier tritt ein höchst interessanter Wechsel der Motive ein. So darf nach Petrowitsch[23] die schwangere Serbin keine Fische essen, weil sonst das Kind erst sehr spät sprechen lernt; sie darf keine Schnecken verzehren, weil sonst das Kind schleimig wird, kein Hasenfleisch, wenn sie nicht will, daß das Kind später mit offenen Augen schläft oder daß es schielt. Ist aber die Phantasie einmal auf diesem Gebiete rege geworden, dann ist kein Halten mehr, und aus einer sekundären Wurzel heraus erwachsen, wie Parasiten auf einem alten Stamme, neue und immer neue Speiseverbote.

Und nicht die Frauen allein werden betroffen; dort, wo die Couvade herrscht, muß auch der Mann seine Diät dem Kinde zuliebe einschränken und zahlreiche Fleischspeisen verschmähen. Es ist nicht unmöglich, daß sich auf diesem Wege schließlich allgemeingültige Speiseverbote entwickeln.

Wenn hier der Anstoß von einzelnen Menschen ausgeht und sich allmählich auf die Gesamtheit überträgt, so können andererseits gewisse Eigenschaften der Thiere dazu führen, daß man sie als verdächtig oder als unrein betrachtet. In erster Linie stehen hier wirkliche oder vermeintliche Schädlichkeiten, die den Genuß irgend einer Fleischart gefährlich machen. So mag beiläufig erwähnt sein, daß der Genuß von Aas nicht überall gemieden wird; besonders unter den Negern hat die Erfahrung, daß der Genuß halbverfaulten Fleisches schwere Schädigungen nach sich zieht, noch nicht überall die Sitte oder das Gebot ins Leben gerufen, derartige Speisen zu verschmähen.[24] Bei den Hebräern ist dagegen der Genuß des gefallenen oder von wilden Thieren zerrissenen Viehes förmlich untersagt.[25] Zu den Thieren nun, deren Fleisch sich unter Umständen als schädlich erwiesen hat und aus diesem Grunde überhaupt gemieden wird, gehört vor allem das Schwein: Nicht nur bei den Juden und Mohammedanern, sondern auch bei vielen Naturvölkern bleibt sein Fleisch unbenutzt, wird sogar mit Abscheu zurückgewiesen. Viel bedeutsamer als diese wirklichen Gefahren sind aber die eingebildeten, auf die eine ganze Reihe von Speiseverboten zurückzuführen ist. So scheint man die Schlangen fast überall zu meiden, offenbar in dem Glauben, daß der Genuß ihres Fleisches ebenso verderblich wirken müsse, wie ihr Biß. Aus diesem leicht verständlichen Irrthum entwickeln sich andere. Auch die Thiere, die nur Aehnlichkeiten mit den Schlangen haben, erscheinen verdächtig, so insbesondere die schuppenlosen Fische, ja die Fische überhaupt. Den Juden

sind Fische, die nicht Floßfedern und Schuppen haben, verboten; die ostafrikanischen Hamiten verschmähen fast sämtlich die Fische und begründen diese Abneigung ausdrücklich mit der Angabe, daß die Fische Schlangen seien. Dieselbe Abneigung und dieselbe Ursache finden wir bei allen südafrikanischen Negern, die nicht einmal Fische mit der Hand berühren mögen.[26] Natürlich sind auch andere Motive des Verbots denkbar; wenn in einzelnen Gauen des alten Aegyptens bestimmte Fische verboten waren, so beruht dies wahrscheinlich, wie die meisten Speisegesetze der Aegypter, auf totemistischen Ideen.[27] Ferner ist nicht zu vergessen, daß man leicht ein Speiseverbot, dessen eigentliche Ursache man nicht mehr kannte, nachträglich auf irgend eine Schädlichkeit der Speise zurückzuführen suchte, so daß gerade in diesem Falle alle Angaben mit Mißtrauen aufzunehmen sind. Immerhin bleibt manches übrig, was hier anzureihen ist. Viele Thiere gelten als unheimliche, zauberhafte Geschöpfe, deren Fleisch man nicht zu verzehren wagt, so namentlich nächtliche oder seltsam gefärbte und gestaltete Thiere; gerade von Nachtthieren vermuthet man außerdem leicht, daß die Seele Verstorbener in ihnen verkörpert sind, und so geht diese ganze Gruppe von Anschauungen unmerklich in eine andere, nachher zu erwähnende über.

Zeigt sich bei der Uebertragung des Abscheues vor Schlangen auf die Fische, wie leicht bloße Aehnlichkeiten bestimmend einzuwirken vermögen, so ist es nicht zu verwundern, daß dergleichen sich auch in anderer Richtung wiederholt. Gewisse Thiere erregen Ekel wegen ihrer schmutzigen Gewohnheiten oder ihrer widerlichen Nahrung; namentlich die Abneigung gegen die letztere überträgt sich leicht auf das Thier, das ja seinen Körper aus dieser Nahrung aufbaut. So erscheinen Thiere, die Leichen oder Exkremente verzehren, leicht ekelhaft, andere werden ihrer Unreinlichkeit wegen gemieden. Der Widerwille gegen Eier, der

auffallend oft zu beobachten ist,[28] dürfte auf ähnlichen Vorstellungen beruhen; wenigstens erzählt Reichard, daß die Waniamwesi die Eier für Exkremente der Vögel halten und daß sie stets mit Aeußerungen des Abscheues zusahen, wenn der Reisende dieses Nahrungsmittel genoß.[29] Dieselbe Idee fand Hildebrand bei den Wakamba und Wanika.[30] Oft genügt auch irgendwelche Aeußerlichkeit eines Thieres, die an etwas Widerliches erinnern mag, um ein Speiseverbot hervorzurufen. Die eben genannten Waniamwesi, sonst durchaus nicht wählerisch, verschmähen das Fleisch der Geschirrantilope, angeblich weil es Hautausschläge hervorruft; als tieferer Grund stellte sich jedoch die Zeichnung des Felles heraus, auf die man stets mit Abscheu hinwies. Es ist interessant, daß Reichard in diesem Falle auch eine Uebertragung des Verbots auf einen anderen Stamm, und zwar auf Grund des sekundären Motivs, beobachten konnte. Ein Küstenneger hatte das Fleisch der Antilope gegessen, als er aber zufällig bald darauf an einem Hautausschlag erkrankte, machte dies einen so tiefen Eindruck auf seine Gefährten, daß sie von da an ebenfalls die Geschirrantilope grundsätzlich verschmähten.[31]

Die Ideen über Reinheit und Unreinheit, die so bestimmend auf die Speisegesetze und die Lebensgewohnheiten ganzer Völker eingewirkt haben, gehen in den meisten Fällen auf Vorstellungen von körperlicher Reinlichkeit zurück und gehören also ursprünglich hierher. Nur ist bei der Betrachtung diese Gruppe von Ideen stets zu bedenken, daß die Begriffe von Reinlichkeit bei den einzelnen Völkern außerordentlich verschieden sind. Dem Hindu gilt das Wasser seines heiligen Teiches für rein, auch wenn es voll Unrath ist oder Leichen in ihm gewaschen werden; den Hirtenvölkern Afrikas, die ihre Gefäße mit dem Urin der Kuh ausspülen, erscheint diese Flüssigkeit, die ihr geliebtes Herdenthier liefert, vor allen anderen als die reinste und edelste.

Der Mongole endlich, dem das Waschen so gut wie unbekannt ist, schreibt dem Feuer die Kraft zu, körperliche und geistige Reinheit zu bewirken. Daß es demgemäß viele Speiseverbote geben wird, die auf Reinlichkeitsvorstellungen beruhen, wenn wir uns auch den Gedankengang ohne genauere Kenntniß des Volkes nicht klar machen können, ist mindestens wahrscheinlich.

Es waren mehr äußerliche, zufällige Beweggründe, die in den bisher erwähnten Fällen zur primären Ursache hinzutreten mußten, um sie lebendig und bestimmt werden zu lassen. Ihnen allen steht nun eine schärfer umgrenzte, in sich geschlossene Gruppe sekundärer Motive gegenüber, die wir kurzweg als solche sittlicher Art bezeichnen dürfen. Es ist leichter, diese Motive durch Beispiele zu erläutern, als ihre Entstehung, die mit der ganzen ethischen Entwickelung des Menschengeschlechtes zusammenhängt, in abstrakter Weise aus dem Wesen des Menschen abzuleiten. Das am bestimmtesten dieser Gruppe angehörige Nahrungsmittel ist nun unbedingt das Menschenfleisch.

Den Menschen selbst als Speise zu betrachten, erscheint noch jetzt vielen Völkern als durchaus berechtigt. Die Entstehung des Kannibalismus ist ein sehr anziehendes Problem, das bei näherer Untersuchung den Wechsel der verschiedenen Beweggründe in vorzüglicher Weise erkennen läßt, dem wir aber hier gänzlich aus dem Wege gehen können. Daß der Mensch das Fleisch seiner Geschlechtsgenossen ohne Schaden verzehren kann, daß auch der Geschmack der Speise an sich nichts Widerliches hat, ist längst bewiesen; für uns handelt es sich darum, das Verschwinden des Kannibalismus zu beobachten, mit anderen Worten, das Entstehen eines Speiseverbotes, das den Genuß von Menschenfleisch untersagt. Der Rückgang der Menschenfresserei, die einst so außerordentlich verbreitet war, daß wohl jedes Volk in seiner Vorzeit eine Periode des Kannibalismus gehabt hat, ist gerade gegenwärtig an vielen Punkten des Erdballes

zu beobachten. Die Einwirkung der Kulturvölker läßt sich dabei gewiß nicht verkennen, aber der Rückgang hat sich in einzelnen Gebieten, wie auf manchen Inseln der Südsee, völlig selbstständig vollzogen.

Man kann behaupten, daß mit der steigenden Kultur überall die Verdrängung des Kannibalismus Hand in Hand geht, wenn es auch an einzelnen Rückfällen niemals gefehlt hat. Wir, die wir den barbarischen Brauch nur noch vom Hörensagen kennen, empfinden einfach Ekel vor Menschenfleisch, ohne dieses Gefühl zunächst genauer begründen zu können. Mit dem Aufhören der Gewohnheit macht sich der primäre Widerwille sofort geltend und verdunkelt alle anderen Beweggründe.

In Wahrheit aber haben wir das Verschwinden des Kannibalismus, den Anstoß also, der die primäre Ursache erst wirksam macht, auf ethische Motive zurückzuführen. Je größer mit der steigenden Kultur der Kreis der befreundeten Menschen wird, je mehr die vernichtenden Kämpfe der kleinen Stämme untereinander verschwinden, desto mehr erstarken die sittlichen Gefühle, denen endlich auch der abscheuliche Gebrauch, den Mitmenschen als völlig zu vertilgenden Gegner oder als bloßes Nahrungsmittel zu betrachten, erliegen muß. Der Rückgang der Menschenfresserei erfolgt nun fast überall in zweierlei Art, — ebenfalls ein charakteristischer, sich bei anderen Gelegenheiten wiederholender Vorgang.

Einmal nämlich wird der Kannibalismus, der vorher, sobald nur Menschenfleisch zu haben war, vom ganzen Volke ausgeübt wurde, in der verschiedensten Weise eingeschränkt. So zunächst zeitlich, — nur an bestimmten Festtagen, nur zu besonderen religiösen Zwecken finden noch allgemeine Kannibalenschmäuse statt. Ferner vermindert man die Zahl der Personen, die am Schmause theilnehmen; Frauen und Kinder werden zuerst ausgeschlossen, dann auch der größte Theil der Männer, so daß

endlich nur der Häuptling oder der Priester das zweifelhafte Vorrecht bewahrt, Menschenfleisch genießen zu dürfen oder zu müssen. Außerdem aber verschmäht man es allmählich, die Getödteten völlig zu verzehren, sondern begnügt sich mit einem Theile des Körpers, von dem man — in sekundärer Begründung der Sitte — glaubt, daß er die Kraft oder Klugheit des Todten auf den Essenden übertragen werde; solche Theile sind namentlich das Herz, die Leber, das Gehirn, die Augen, die Zunge oder die Nieren. Diese verschiedenen Arten des Rückganges, die man unter dem Namen der Einschränkung zusammenfassen kann, treten oft nebeneinander auf.

Aber noch in einer anderen Weise kann das Verschwinden eines Brauches stattfinden, wenn wir auch diese zweite Art in unserem Falle selten feststellen können: man kann sie als die Methode der Stellvertretung bezeichnen. Am häufigsten und sichersten beobachtet man sie beim Verschwinden der Menschenopfer, die ja mit dem Kannibalismus einigermaßen verwandt sind; in der Regel treten Thiere an die Stelle der Menschen, wohl auch Holzbilder oder andere Gegenstände. So beerdigte man in Peru nicht mehr die Sklaven eines Verstorbenen mit ihm, sondern nur deren Bilder,[32] und in Aegypten scheint man schon früh das Menschenopfer, das der Nilgott zur Zeit der Fluth erhielt, durch eine Wachspuppe ersetzt zu haben.[33] Zwiebelköpfe brachte Numa nach altrömischer Sage dem Jupiter statt der verlangten Menschenköpfe dar, und in ähnlicher Weise schmücken die christianisirten Kopfjäger Indonesiens ihr Haus statt mit Menschenschädeln jetzt mit Maiskolben oder Rinderköpfen. Es ist klar, daß Kannibalenmahlzeiten nur dort in nachweisbarer Art durch das Verschmausen irgendwelcher Thiere ersetzt worden sind, wo eine gewisse religiöse Feierlichkeit mit dem Brauche verbunden war. Das ist aber seltener der Fall, als man glauben sollte. Immerhin fehlt es nicht ganz an Bei-

spielen, deren eines glücklicherweise in Gustav Nachtigal einen ausgezeichneten Beobachter gefunden hat. In Darfur nämlich wurde in früherer Zeit bei der „großen Paukenfeier" eine Jungfrau geopfert und von den Großen des Landes verspeist. Dieser Schmaus, der namentlich den Anschauungen des Islam schnurstracks zuwiderlief, ist durch ein eigenthümliches Mahl ersetzt worden, halbverweste Hammeleingeweide nämlich, die in ranziger, zwei Jahre alter Butter gebraten werden. Der Vorgang ist interessant, da er beweist, daß man das Widerliche des Menschenschmauses für die Hauptsache gehalten und ihn infolgedessen mit einer ähnlich scheußlichen Speise vertauscht hat. Wer bei dem Mahle hustete oder Ekel zu erkennen gab, wurde sofort erschlagen, weil er dem Könige feindlich gesinnt wäre; doch war auch hierin zu Nachtigals Zeit schon eine Milderung eingetreten.[34]

Daß der Kannibalismus dem sittlichen Fortschritte der Menschheit weichen muß, ist zweifellos; aber diese ganze Entwickelung kann nicht dabei stehen bleiben, den Menschen aus der Liste der genießbaren Geschöpfe zu streichen. In zwei Richtungen bildet sich die Idee weiter fort: es wird einerseits das menschenähnlichste Thier, der Affe mit seinen zahlreichen Unterarten, eben dieser Aehnlichkeit wegen verschmäht, und auf der anderen Seite treten gewisse Hausthiere dem Menschen so nahe, daß man sich mit ihren sonstigen Leistungen begnügt, sie aber nicht mehr zum Lohne für diese Dienste verzehren mag. Was die Affen anlangt, so haben europäische Reisende oft über den Widerwillen berichtet, den ihnen Affenfleisch und selbst die Jagd auf diese Thiere einflößte;[35] es ist wenigstens zu vermuthen, daß dieser Ekel es ist, der in Abessinien und anderwärts die Eingeborenen auf das Fleisch dieser Ebenbilder des Menschen verzichten läßt. Interessanter und mannigfaltiger sind dagegen die Anschauungen, die zur Schonung verschiedener Haus-

thiere geführt haben. Daß man den Parallelismus dieser Erscheinung mit dem Verschwinden der Anthropophagie auch in entlegenen Kulturgebieten erkannt hat, beweist eine merkwürdige Angabe des japanischen Chronisten Môzokki, die von dem Einfalle der Mongolen in Japan im Jahre 1281 n. Chr. handelt.[36] „Da die Räuberscharen," sagt er, „als ein fremdes Geschlecht der nördlichen Gegenden das Angesicht von Menschen, die Herzen wilder Thiere hatten, so läßt sich denken, daß sie sich nicht wie Menschen betrugen. Wenn ein Mann so lange, bis ihn die Arme schmerzten, gekämpft hatte und nach rühmlicher Gegenwehr gefallen war, drängten sie sich, untereinander streitend, hinzu und raubten den Leichnam. Dann rissen sie ihm den Bauch auf, nahmen die Eingeweide heraus und aßen die Leber. Wie hätten Leute, die solche Thaten verübten, sich des Fleisches der Rinder und Pferde enthalten sollen? Sie raubten sie, erschlugen sie, schlürften ihr Blut und aßen ihr Fleisch."

Rinder und Pferde gehören in der That zu den wichtigsten Hausthieren, die von Speiseverboten betroffen worden sind; ein Thier ist indessen noch vor ihnen zu nennen, dessen Stellung zum Menschen einzig dasteht und überdies den Angehörigen eines Kulturvolkes in ihrer sittlichen Bedeutung am verständlichsten ist, — es ist der Hund. Aus einem lästigen Gesellen, der den Ueberresten der Jagdbeute nachzog und dem Menschen im Nothfalle selbst als Speise dienen mußte, hat er sich zum nützlichen Jagdgefährten und endlich zu einem treuen Freunde des Menschen aufgeschwungen. Ihn zu essen, gilt daher vielen Völkern als unrecht, ja wir finden ungemein oft Hundeesser und Kannibalen als identisch genannt.[37] Anderwärts gehört dagegen der Hund zu den Schlachtthieren und wird sogar als solches massenhaft gezüchtet und gemästet.[38] Von der ärmeren Bevölkerung mancher Landstriche Deutschlands wird Hundefleisch

noch jetzt nicht verschmäht; im übrigen kann man wohl sagen, daß in Europa ein ungeschriebenes Speiseverbot den Hund vor solcher Ausnutzung bewahrt. Dem Besitzer eines anhänglichen Hundes muß der Gedanke, dieses Thier zu verspeisen, widerlich und unmoralisch erscheinen; etwas verdunkelt wird die Ursache der Erscheinung dadurch, daß ein unangenehmer Geruch dem Hundefleische anhaftet, so daß es nicht als besonderer Leckerbissen gelten kann.

Diese Eigenthümlichkeit, die eine andere Erklärung wenigstens denkbar erscheinen läßt, fehlt dem Fleische des Rindes, das dennoch oft und ganz ausdrücklich von Speiseverboten betroffen wird. Wenn der Hund nur ausnahmsweise, so im alten Iran,[39] in die Reihe der heiligen und unverletzlichen Thiere aufrückt, so wird das Rind weit öfter dieser Ehre theilhaftig. Hierbei ist oft eine bestimmte Entwickelung, ein Wechseln der Motive zu beobachten, das um so merkwürdiger ist, als auch in diesem Falle ein rein egoistischer durch einen sittlichen Beweggrund verdrängt wird.

Wir finden bei Nomadenstämmen, deren Reichthum in ihren Herden beruht, oft eine große Abneigung, diese Herden durch das Schlachten einzelner Rinder zu verkleinern. Die Kühe, deren Milch man genießt, schont man ohnehin nach Möglichkeit, aber auch von der Tödtung anderer Rinder hält den Besitzer ein Gefühl ab, dem man wohl nicht Unrecht thut, wenn man es vorerst einfach als Geiz bezeichnet. Sehr bald mischt sich dem eine gewisse Zuneigung zu einzelnen besonders schönen Thieren bei, die endlich zur förmlichen Vergötterung, mindestens aber zu bestimmten Speiseverboten führt. Die Keime dieser Anschauungen können wir am besten bei einigen afrikanischen Hirtenstämmen, ihre weitere Fortbildung bei den indischen Ariern beobachten, die als Nomaden in ihre neue Heimath einzogen. So schlachtet der Herero, der sich überdies

durch eine Art totemistischer Speisegesetze eingeengt fühlt, höchst ungern ein Rind; auf ähnlichen Ideen beruht es wohl, daß die Waganda ihrem Stammvater Kintu eine Abneigung gegen das Schlachten des Viehes zuschreiben, das nie in der Nähe seiner Hütte getödtet werden durfte.[40] Den Uebergang zu sittlichen Beweggründen erkennt man am deutlichsten bei den Dinka. Die Leute dieses herdenreichen Volkes an oberen Nil essen zwar Rindfleisch, aber nur solches von fremden Rindern; selbst wenn eines ihrer eigenen Thiere fällt, betheiligen sie sich nicht an der Mahlzeit.[41] Von hier bis zum völligen Verbote des Rindfleisches ist nur ein Schritt. Bei den Indern und manchen anderen Volke ist vor allem die Kuh ein heiliges und unverletzliches Thier geworden; ihre Eigenschaft als Milchspenderin, also ursprünglich ein rein praktisches Grundmotiv ist auch hier die Wurzel der religiösen Entwickelung. In ganz ähnlicher Weise gelangt bei ackerbauenden Völkern der nützliche Pflugstier zu einer bevorzugten Stellung, so bei Griechen und Römern, die ausdrücklich verboten, ihn zu tödten, und dieses Verbot auf sittliche Beweggründe zurückführten. Man opferte nach Aelian den pflügenden Ochsen nicht, weil auch er ein Landmann wäre und die Mühe und Arbeit des Menschen theilte;[42] Varro nennt ihn den Gefährten des Menschen in ländlicher Arbeit und den Diener der Ceres, den zu schlachten in alter Zeit bei Todesstrafe verboten war.[43] Plinius kennt noch Verbannung als Strafe für den Frevel.[44] Dasselbe Verbot finden wir in Birma und China.[45]

Sehr lehrreich ist die Beobachtung, wie man dem sittlichen Beweggrunde wieder durch einen praktischen Halt zu geben wußte. Wir finden im Alterthume allgemein die Anschauung, daß Stierblut giftig wirkt und mehreren geschichtlichen Persönlichkeiten als Todestrank gedient hat.[46] Es ist derselbe Gedankengang, der uns veranlaßt, naschhaften Kindern irgend eine verlockende Speise als giftig zu bezeichnen.

zusondern. Wie stark im übrigen die tertiären Ursachen das Bestehen aller geschriebenen und ungeschriebenen Speiseverbote unterstützen, braucht ebensowenig ausführlich dargelegt zu werden, wie die Thatsache, daß auch das primäre Motiv nie ganz seine Wirksamkeit verliert und immer bestrebt ist, neue Verbote zu schaffen und alte zu befestigen.

Hatten alle bisher erwähnten Speiseverbote somit eine gemeinsame Grundlage, so ist doch nicht zu leugnen, daß außer ihnen noch Gesetze bestehen, deren Wurzeln anderswo zu suchen sind. Zwei Gruppen von Verboten sind hier zu nennen, die das Eine gemeinsam haben, daß sie zeitlich begrenzt sind, also nicht eine bestimmte Speise dauernd untersagen, sondern nur auf eine gewisse Zeit einige oder sogar alle Nahrungsmittel verbieten. Es sind dies einerseits die Fastengebräuche mit allen ihren Abarten, andererseits die Speisegesetze, die mit dem System des Tabu zusammenhängen. Beide Gruppen, die hier nur flüchtig besprochen werden können, bieten eine Fülle der schwierigsten Probleme, deren Verdunkelung auch hier durch den Wechsel der Beweggründe verursacht wird.

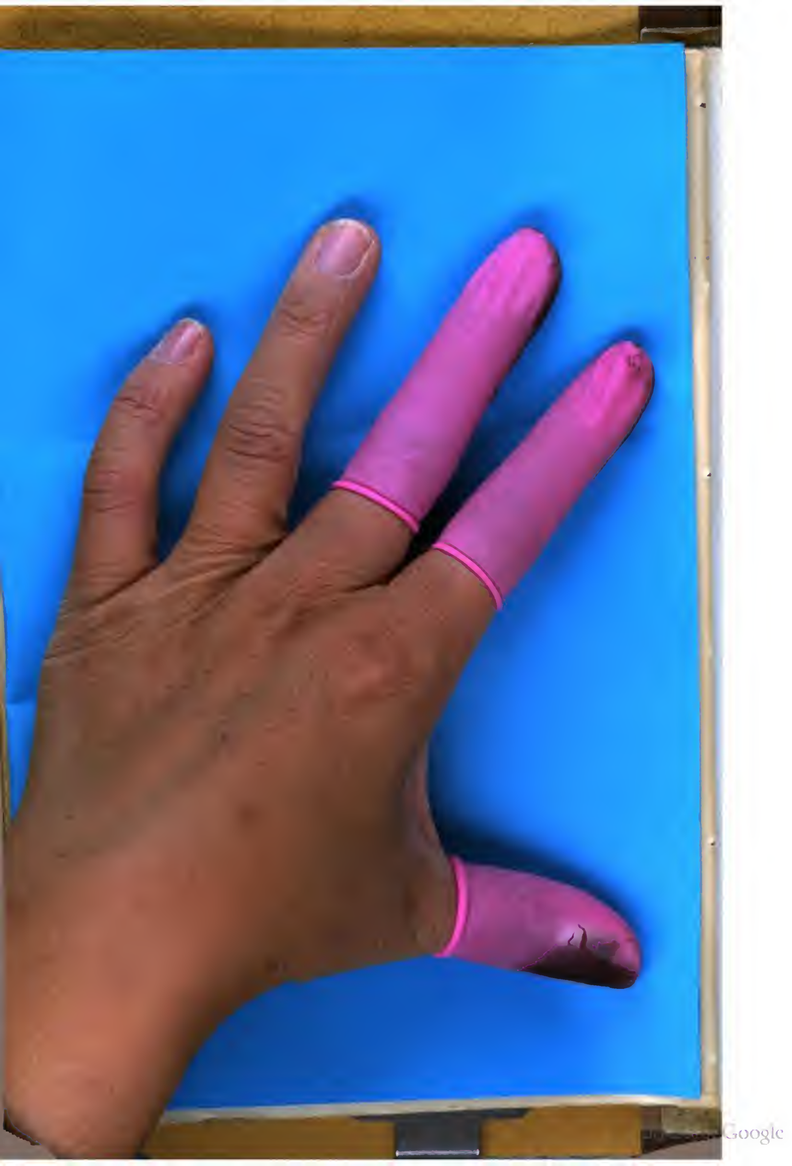
Ueber die Entstehung des Fastens läßt sich wenigstens soviel sagen, daß man es längst unwillkürlich übte, ehe es sich zu einer bewußten Handlung umbildete; jedes Volk, das nicht unter außerordentlich günstigen Bedingungen lebt oder über alle Hülfsmittel der Kultur gebietet, hat Perioden, in denen die Nahrung nicht für die Menge des Volkes ausreicht und der Hunger chronisch wird. Die Frage ist nur, wie man auf den Gedanken kam, freiwillig zu hungern, mit anderen Worten, welche Annehmlichkeit oder welchen Nutzen man sich von dieser Entsagung versprach, — und hier beginnen die Schwierigkeiten. Es wäre denkbar, daß ein freiwilliges Fasten zunächst nur das allzurasche Verzehren der Vorräthe hindern sollte, bis die Enthaltsamkeit sekundär zum religiösen Verdienste wurde, — dann

er die Fasten hielt und gewissen Fleischspeisen überhaupt entsagte. In einem Schreiben des Papstes Zacharias an Bonifazius finden sich diese „christlichen" Speiseverbote. Es war demnach untersagt, das Fleisch gewisser Geflügelarten zu essen, namentlich das der Dohlen, Krähen und Störche; noch weit mehr aber sollte das Fleisch der Biber, Hasen und Wildpferde gemieden werden. [49] Es ist klar, daß hier Verbote zusammengestellt sind, die aus sehr verschiedenen Quellen fließen; der Hase erscheint merkwürdigerweise auch anderwärts, so vielfach in Nordamerika, unter den verbotenen Thieren, ohne daß die Ursache deutlich wird. Die Erwähnung des „equus silvaticus" scheint zu beweisen, daß man das zahme Pferd damals in Deutschland auch nicht mehr aß, da es sonst sicher besonders genannt wäre. Trotz der päpstlichen Verwarnung wurde übrigens das Wildpferd noch lange nachher selbst von Geistlichen verzehrt, wie die Stelle eines in St. Gallen ums Jahr 1000 gefertigten Gedichtes beweist:

Sit feralis equi caro dulcis in hac cruce Christi.[50]

In Island behielt man sich sogar bei Einführung des Christenthums das Pferdefleischessen ausdrücklich vor. [51] Die Idee, daß es „unchristlich" ist, Pferdefleisch zu verzehren, hat sich bis in die Neuzeit nicht verloren. Es ist sehr interessant, zu lesen, wie Denham, der erste Erforscher Bornus, sich überzeugt, daß die Musgu keine Christen sind, obwohl sie von den Muhammedanern so genannt werden: Er sieht, daß sie Pferdefleisch essen, und verhehlt dann auch nicht seinen Abscheu vor dieser Ruchlosigkeit. Trotz aller Verschrobenheit liegt dieser Anschauung doch das sehr richtige Bewußtsein zu Grunde, daß wir dem Pferdefleische aus sittlichen Beweggründen entsagt haben und in diesem Verbote einen äußeren Ausdruck unserer Kultur erkennen müssen.

Andere Hausthiere erringen sich hier und da eine ähnliche Stellung wie das Pferd. Kamelfleisch ist in der Mongolei, wie



würde das Fasten den tabuistischen Bräuchen sehr nahe stehen. Ebenso könnte der Fastende sich ursprünglich die Speise entzogen haben, um sie den Verstorbenen oder den Göttern zu opfern. Diese Erklärungen wären annehmbar genug, wenn nicht eine andere, die durch zahlreiche Belege unterstützt wird, mindestens ebenso beachtenswerth erschiene und uns ermuthigte, den Brauch in eine ganz andere Gruppe von Sitten einzureihen. Der Schwächezustand, der anhaltendem Hungern folgt, erzeugt leicht Sinnestäuschungen, Visionen, wie sie als „Versuchungen" oder „Erscheinungen" in zahlreichen Heiligenlegenden wiederkehren. Dem Naturmenschen sind diese Dinge mehr als wüste Traumbilder, sie gestatten ihm, wie er glaubt, den Blick in die Zukunft und den Verkehr mit Geistern, und er ist sehr geneigt, diese Folgen eines unfreiwilligen Hungerns nunmehr absichtlich hervorzurufen.[67] In diesem Sinne ist das Fasten nur eines jener zahllosen Mittel, Ekstase und Visionen zu erzeugen, die bei allen Naturvölkern gebräuchlich sind: Schlaflosigkeit, wilder Tanz, Geschrei und Gesang, einschläfernde Musik, Räucherungen, Narkotika, geistige Getränke u. s. w. sind da zu nennen. Mag die Ursache des Fastens nun sein, welche sie will, sicher ist, daß sich überall die Neigung zeigt, die Enthaltsamkeit als verdienstvolle religiöse Handlung zu betrachten. Sehr bemerkenswerth ist übrigens, wie die primäre Ursache der anderen Speiseverbote auch hier noch einen gewissen Einfluß geltend macht: als gelinderen Grad des Fastens finden wir überall das Vermeiden des Fleischgenusses.

Fast noch schwieriger als die Frage nach dem Ursprung des Fastens ist die nach der Entstehung des Tabuismus zu beantworten; auf den Versuch einer Lösung des Problems läßt sich diesmal um so leichter verzichten, als die Speisegesetze nur einen Bruchtheil der zahlreichen Verbote bilden, die vor allem in Polynesien sich zu einem verwickelten System herausgebildet

haben. Wichtig ist nur der Zweck vieler tabuistischer Speiseverbote, der jedenfalls sekundär ist, aber den Verboten wenigstens Sinn und Halt giebt: das Tabuiren gewisser Pflanzen- oder Thierarten auf bestimmte Zeit soll verhindern, daß sie ausgerottet oder in gefährlicher Weise vermindert werden. Es ist dies eine Anschauung, die sich auf kleinen Inseln mit ihren geringen Hülfsmitteln fast mit Nothwendigkeit entwickeln mußte und auch auf anderen Gebieten geltend macht; mannigfaltig sind z. B. die Mittel, einer bedenklichen Vermehrung der Volkszahl vorzubeugen und auch auf diese Weise Hungersnöthe von vornherein unmöglich zu machen. Das Tabusystem ist offenbar diesem Zwecke erst angepaßt worden, aber er ist so wichtig, daß er auch in anderen Theilen der Erde sich geltend macht. Die merkwürdigen westafrikanischen Speiseverbote (Xina und Quixille) werden unter Umständen auch angewendet, um bei drohendem Mißwachs den Verbrauch im voraus zu beschränken.[68] Bei den Kaffern ist die Berührung der Ernte vor einem bestimmten Zeitpunkte selbst dem Eigenthümer untersagt, und demselben Volke galt es für Unrecht, Kälber zu schlachten.[69] Wie so oft, sind auch hier Dinge, die der Gemeinschaft des Volkes nachtheilig sind, zugleich als sittlich und religiös verwerflich hingestellt. Auch unter den zoroastrischen Gesetzen findet sich ein Verbot, junge Lämmer ohne Noth zu tödten,[70] und dem orthodoxen Russen erscheint das Schlachten der Kälber noch jetzt als sündhaft; man will die Thiere nicht vernichten, bevor sie ihr Geschlecht fortgepflanzt haben. Haberland[71] hat auch einige Beispiele gesammelt, die sich auf den Genuß unreifer Früchte beziehen. In Rußland durfte früher kein Apfel vor dem Apfelfeste am 6. August, in England keiner vor dem 15. oder 25. Juli gegessen werden, in Böotien war der Genuß frischer Früchte vor dem Herbstäquinoktium verboten u. s. w. Nüchterne, oder durchaus vollgültige Parallelen zu diesen Verboten sind unsere Jagd-

gesetze, die dem Wilde eine bestimmte Schonzeit zubilligen; das Religiöse ist auch bei den tabuistischen Bräuchen nur Beiwerk, nur sekundärer Beweggrund, aber nicht der Kern.[72]

So ist es gar nicht möglich, alle Speisegesetze gewaltsam in eine Schablone zu pressen; aber wir verstehen wenigstens, warum wir auf eine schematische Behandlung verzichten können, ohne deshalb überhaupt vor den Problemen zurückweichen zu müssen. Auch die Völkerkunde hat ihre Gesetze, und vielleicht das wichtigste ist das Gesetz vom Wechsel der Beweggründe und Zwecke, das diesmal an einem der auffallendsten Beispiele durchzuführen versucht worden ist.

---

## Anmerkungen.

[1] Ethnographische Parallelen I, S 114—127.

[2] Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft, Bd. 17 und 18 (1887 und 88).

[3] Modigliani, Un viaggio a Nias, S. 627.

[4] W. Wundt, Ethik, S. 97 ff.

[5] Nach seiner Ansicht ist die früheste Form des Leichenschmauses ein Opfermahl für den Verstorbenen, das sich dann in ein Opfermahl für die Götter und endlich in einen Erinnerungsschmaus umwandelt, dessen letzter Zweck endlich der bloße sinnliche Genuß ist.

[6] Wiedemann, Die Religion der alten Aegypter, S. 96.

[7] Ueber dieses Problem vgl. meine „Grundzüge einer Philosophie der Tracht", S. 121 f.

[8] Der Brauch knüpft an eine der verschiedenen Vorstellungen von der Seele an, die man in diesem Falle im Hauch verkörpert und bei dem explosionsartigen Herausstoßen der Luft gefährdet glaubt.

[9] Ueber den Bedeutungswandel der Wörter vgl. Wundt a. a. O.; ferner H. Lehmann, Der Bedeutungswandel im Französischen (Erlangen 1884).

[10] Orlow i. d. Ztschr. f. allgemeine Erdkunde, N. F. V, S. 51.

[11] Jeder kennt gewisse Speisen, die ihm persönlich widerlich sind; meist liegt die Ursache tiefer, als es auf den ersten Blick scheint, denn namentlich Kinder zeigen sich instinktiv wählerisch und verschmähen oft

Dinge, die Erwachsene als besondere Leckerbissen betrachten. Als Gegenstück ist daran zu erinnern, daß von Kindern die Milch kaum jemals grundsätzlich zurückgewiesen wird, während sie zahlreichen Erwachsenen zuwider ist.

[12] Prschewalsky. Reisen in der Mongolei, S. 48.

[13] Derselben Ansicht ist Wundt, der erst nach der Entdeckung des Feuers das Fleischessen beginnen läßt, ebenso Peschel (Völkerkunde, 6. Aufl., S. 158 f.), dessen Bemerkungen über karnivore Affen zu vergleichen sind (a. a. O., S. 159). Gerland (Anthropologische Beiträge, S. 91) spricht sich weniger entschieden in diesem Sinne aus, macht aber (S. 94) die Bemerkung: In der Vorzeit war der Fruchtbaum völliger Herr, ja Tyrann des Menschen.

[14] Vgl. darüber meinen „Katechismus der Völkerkunde" S. 36.

[15] Beispiele bei Haberland, a. a. O. 17, S. 373. Ueber Methoden, das Fleisch durch Reiben und Treten genießbar zu machen, ebenda 17, S. 370.

[16] Ehrenreich, Beiträge zur Völkerkunde Brasiliens, S. 14. Derselbe Forscher berichtet, daß man die Hühner wenigstens zum Tauschhandel verwendet, so daß sie geradezu als Geld dienen. (Globus B. 62, S. 101.)

[17] K. v. d. Steinen, Durch Central-Brasilien, S. 262.

[18] Globus, Bd. 50, S. 330.

[19] Cäsar, Bell. Gall. V, 12.

[20] Andree, Ethnogr. Parallelen 1, S. 123.

[21] Lassen, Indische Alterthumskunde 1, S. 297.

[22] So bei den Russen vgl. Andree, a. a. O. S. 121. Ueber die Tauben von Mekka vgl. Ritter, Erdkunde 13, S. 90. Andere Beispiele bei Hehn, Kulturpflanzen und Hausthiere, S. 461.

[23] Ausland 1876, S. 494.

[24] Noch nicht z. B. bei den Wanjamwesi (Reichardt i. d. Ztschr. d. Gesellsch. f. Erdkunde z. Berlin, 24, S. 322). den Bongo (Schweinfurth, Im Herzen von Afrika 1, S. 301). den Kaffern (Kropf, Die Xosakaffern, S. 99). Vgl. auch F. Müller, Ethnographie, S. 158.

[25] 3. Mose 17, 15.

[26] Beispiele bei Andree, Parallelen 1, S. 125.

[27] Immerhin ist es merkwürdig, daß in der altägyptischen Schrift das Zeichen des Fisches die Bedeutung „verabscheuen, das Verabscheuenswerthe" haben kann. (Dümichen, Geschichte des alten Aegyptens, S. 275.)

[28] Andree, Parallelen 1, S. 126. Vgl. auch Ratzel, Völkerkunde II, S. 54, Kropf, Die Xosakaffern, S. 102.

[29] Reichardt i. d. Ztschr. d. Berliner Ges. f. Erdkunde 24, S. 321.

[30] Hildebrandt i. d. Ztschr. f. Ethnologie 1878, S. 378. Auch diese Völker rechnen die Fische zu den Schlangen; die Hühner verschmäht man angeblich, weil sie zu den unreinen Geiern gehören.

[31] Reichardt a. a. O., S. 321.

[32] Müller, Die amerikanischen Urreligionen, S. 379.

[33] G. Ebers, Das Alte in Kairo, S. 31.

[34] G. Nachtigal. Sahara und Sudan III, S. 439.

[35] Vgl. z. B. Juncker, Reisen in Afrika, S. 237; C. Bock, Unter den Kannibalen von Borneo, S. 80; W. Munzinger, Ztschr. f. allgemeine Erdkunde 8. S. 151; J. Dybowski, La route du Tchad S. 140.

[36] Uebersetzt von Pfizmaier i. d. Sitzungsber. d. kais. Akademie d. Wissensch. zu Wien, Phil.-hist. Kl. Bd. 78, S. 138.

[37] So bekanntlich in vielen Theilen Chinas, auch in Korea nach Jakobsen (Globus, Bd. 52, S. 61). Stämme am unteren Sambesi züchten Hunde statt der Rinder, die ihnen von den räuberischen Makalaka geraubt worden sind (Ratzel, Völkerkunde I, S. 58 d. Einl.). — Merkwürdig ist der südchinesische Glaube, daß Jeder, der am Tage Sut Hundefleisch ißt, nachts vom Geiste des gegessenen Hundes heimgesucht wird. (Katscher, Bilder a. d. chinesischen Leben, S. 251.)

[38] Peschel, Völkerkunde, S. 164. Bei Opfern tritt der Hund, was auf ähnliche Gedankenverbindungen schließen läßt, oft an die Stelle des Menschen. (Beispiel b. Andree, Parallelen I, S. 19.)

[39] Geiger, Ostiranische Kultur, S. 371. Herodot 1, 140. — Als heilig erscheint der Hund nach Dalton auch bei den Baoris in Bengalen. (Ztschr. f. Ethnologie 6, S. 380.)

[40] Felkin, Notes on the Waganda Tribe, S. 764 und 66.

[41] Schweinfurth. Im Herzen von Afrika I, S. 178. — Auch die Wahehe, obwohl im Besitze bedeutender Herden, essen nur wenig Fleisch. (Ausland 1891, S. 63.)

[42] Claud. Aelian. V. Hist. 5, 14.

[43] Varro de re rust. 2, 5.

[44] Plinius Hist. nat. 8, 180. — Das Verbot wird noch erwähnt von Valerius Maximus (8, 6), Columella (de re rust. 6) und Aelian (Hist. animal. 12, 54). Vgl. auch den Spruch des Pythagoras: *βοὸς ἀροτῆρος ἀπέχεσθαι.*

[45] Bastian i. d. Ztschr. f. Ethnologie 1, S. 46 und 64.

[46] König Psammetich von Aegypten nach Herodot 3, 15; ferner König Midas und Themistokles. Vgl. auch Haberland a. a. O. 17, S. 364.

[47] In Paris bemüht sich namentlich der Thierarzt Decroix, das Pferdefleisch populär zu machen. Die Zeitungen berichteten 1892 von einem Bankett, das er zu diesem Zwecke veranstaltet hatte und wo in feurigen Reden das Vorurtheil gegen Pferdefleisch bekämpft wurde.

[48] Beispiele giebt B. Langkavel in seiner Abhandlung „Pferde und Naturvölker (Internat. Archiv f. Ethnographie I, S. 52).

[49] ....in primis volatilibus, id est de graculis et corniculis atque ciconiis. Quae omnino cavendae sunt ab esu Christianorum. Etiam et fibri et lepores et equi silvatici multo amplius vitandi.

[50] Mitth. d. antiquar. Gesellschaft in Zürich, III, 2, S. 99.

[51] Langkavel a. a. O., S. 53.

[52] Ztschr. f. Ethnologie 1, S. 46.

[53] Andree, Parallelen 1, S. 121.

[54] F. Müller, Ethnographie, S. 189.

[55] Wiedemann, Die Religion der alten Aegypter, S. 99.

[56] Beispiele bei Andree, Parallelen 1, S. 62—80.

[57] Müller, Die amerikanischen Urreligionen, S. 123.

[58] Wiedemann a. a. O., S. 99.

[59] G. Mallery, Israeliten und Indianer, übers. v. Krauß, S. 80. Uebrigens glaubt schon Plutarch, daß die Juden ursprünglich aus Verehrung das Schwein geschont haben.

[60] A. Bastian, Loangoküste 1, S. 186.

[61] Bastian, Ztschr. f. Ethnologie 6, S. 7.

[62] Bastian a. a. O., S. 15.

[63] Bastian, Loangoküste 1, S. 188.

[64] a. a. O. 1, S. 355.

[65] Herodot 2, 39.

[66] K. Lumholtz, Unter Menschenfressern, S. 317.

[67] Beispiele giebt Haberland a. a. O. 18, S. 29 f.

[68] Bastian. Loangoküste 2, S. 39.

[69] Kropf, Die Xosakaffern, S. 102.

[70] Spiegel, Eranische Alterthumskunde 1, S. 696.

[71] A. a. O. 18, S. 17.

[72] Es mag gestattet sein, wenigstens in einer Anmerkung auf die wahrscheinliche primäre Ursache des Tabuismus hinzuweisen, die mit der Ursache der Leichenschmäuse zusammenfällt, — die Gespensterfurcht. Hier und da verbieten noch die strengsten Tabugesetze den Genuß von Speisen, die einem Verstorbenen gehört haben. Auf den Nikobaren z. B. dürfen die Kokosnüsse, die das Eigenthum eines kürzlich Gestorbenen sind, weder gepflückt noch gegessen werden (vgl. W. Svoboda i. Internat. Archiv f. Ethnogr. VI. S. 26.) Die Uebertragung solcher Verbote auch auf das Eigenthum lebender Personen, zunächst der Priester und Häuptlinge, lag sehr nahe.

